

Wie kommt die Kohle aus Kolumbien? Ein Kontrollbesuch

Sie wollen es genau wissen. Vor zwei Jahren wurde im Säuliamt heiss diskutiert über die Menschenrechtsverletzungen im Rohstoffgeschäft, und die Initiativen, einen Teil der Glaserberg-Abgaben für den Börsengang von GlencoreXstrata an Hilfswerke zu spenden, sind bekanntlich in fünf Gemeinden gewonnen worden. Ein Teil dieser Spenden ging an die Arbeitsgemeinschaft Schweiz-Kolumbien „ask!“.

Eine Gruppe von SäuliamtlerInnen, welche sich dafür massgeblich eingesetzt haben, ist nun zur „Tatortbesichtigung“ beim Rohstoffmulti Glencore nach Kolumbien gereist und liess sich von Dominique Rothen von „ask!“ führen. Durch Gespräche mit betroffenen Dorfgemeinschaften, Angestelltenverbänden und den Minenbetreibern selbst entstand eine fundierte Rundumsicht. Zwei Autoren der Zeitschrift „Reportagen“ haben die Reise begleitet.

1. Augenschein in La Guajira

Die Reise führte zuerst nach Guajira an der Grenze zu Venezuela, ins Tätigkeitsgebiet des Bergbaumultis El Cerrejón, der zu einem Drittel Glencore gehört.

Wann ist ein Dorf ein Dorf?

Auf den immensen Kohlefördergebieten wohnen Menschen in einer – bei aller Gewalttätigkeit durch Vertreibungen und Massaker, welche sie alle betroffen haben – jahrzehntelang gewachsenen Gemeinschaft, besitzen Tiere und haben Zugang zu Wasser, so dass sie in Subsistenzwirtschaft einigermaßen ruhig leben könnten und sich wohl auch mit der modernen Zuständen verändert hätten. Stattdessen sind einige von ihnen von Exportfirmen rundum eingekreist worden und verloren dabei die Felder für ihre Tiere, andere wohnen direkt auf Kohlebeständen, auf welche die Minenbetreiber erpicht sind, wieder andere sind von den giftigen Immissionen und Abfällen so gefährdet, dass Umsiedlungen notwendig sind. Die Abwesenheit des Staates bringt es mit sich, dass die Minenbetreiber nicht einfach zahlen und der Staat die Umsiedlungen bewerkstelligen würde, sondern es ist Aufgabe der jeweiligen Firma, mit den betroffenen Menschen in ihren Dörfern eine gute Lösung für deren Weiterexistenz an einem neuen Ort zu finden.

Glencore ist speziell in Ländern mit schwachen und problematischen Regierungsstrukturen wie Kongo, Zambia und Kolumbien tätig, muss sich also der Verantwortung bewusst sein. Sie scheint die Aufgabe einem Manager anheimzustellen, der das Problem zu lösen hat. Leider stellte sich dem Besuch die Tragik dieses verantwortungslosen Vorgehens vielfältig dar.

Die erste – grandios gescheiterte und für die Minenbetreiberin El Cerrejón mit gerichtlichen Strafen sanktionierte – Umsiedlung war nichts anderes als eine feindliche Vertreibung. Die Bulldozer standen 2001 eines Morgens vor dem Dorf Tabaco und walzten es platt. Die Drohung: „Sonst geht es euch wie Tabaco“ wurde in der Folge benutzt, um andere Dörfer zur freiwilligen Umsiedlung zu bewegen.

Wir besuchten Roche. Ein Dorf mit 25 afrokolumbianischen Familien lebt jetzt zusammengepfercht auf 3 bis 4 ha Land. Unser Führer Yoé hat sich mit acht Familien längere Zeit geweigert zu unterschreiben, aber das Vorgehen hat das Dorf gespalten, es gibt interne Konflikte. Sie hätten psychosozialen und medizinischen Beistand nötig. Die neuen Wohnungen sind Reihenhäuschen – und stolz erzählen später die Firmenmanager, dass nun Toiletten und Betten vorhanden seien und wissen nicht, dass die Leute ihre Hängematten bevorzugen – mit ganz wenig Land dahinter. Für die Haltung von Grossvieh ist keine Chance, zumal neben dem Boden auch das Wasser fehlt. Man zeigt uns einen Wassertank, der nicht funktioniere, der Fluss sei von der Firma abgeleitet worden und nun sei nur

noch eine stinkende Brühe übrig, viele Tiere seien schon gestorben. Die Dorfbewohner sind frustriert und behaupten, dass die Firma sämtliche Versprechungen nicht eingehalten habe.

Das neue Dorf hat eine Schule und eine grosse Kirche, was jetzt ganz gut tönen könnte. Doch der Augenschein zeigt es anders. Die Kirche steht leer, es gibt keine Gottesdienste, sie wurde ohne Absprache mit der Bevölkerung gebaut. Die Schule ist winzig, ein Zimmer für die Schüler ist nicht viel grösser als ein Büro. Dafür wurden überraschend Computer geliefert, ohne Internet, ohne Instruktion sind sie nun verwahrt in einem Raum, der extra dafür gesichert werden muss.



Kirche in Roche, Foto Bastian Nussbaumer



Schule in Roche, gesichert wegen der Computer.

Das Schlimmste aber ist im neuen Roche, dass es keinerlei Arbeitsmöglichkeiten gibt. Die Firma stelle nur Menschen aus andern Teilen Kolumbiens an, sagen die Einheimischen, wegen ihres fehlenden Schulabschlusses. Wir sind aber nicht ganz überzeugt von dieser Begründung, dass die Minenfirma El Cerrejón den Bewohnern der Umgebung konsequent Arbeitsplätze verweigert. – Sonst gibt es keinerlei Ausbildung für Berufstätigkeiten, man wird erst nach der Anstellung für eine bestimmte innerbetriebliche Aufgabe trainiert. Das ganze umgesiedelte Dorf Roche ist arbeitslos, es gibt viele Kinder, es wird gejagt und wahrscheinlich auch viel getrunken. Die Zukunft sieht absolut düster aus.



Die Bewohner des umgesiedelten Roche beklagen sich über die Nichteinhaltung der Versprechen.

Wir können aus unserer Schweizer Sicht nicht genau erfassen, was eine Dorfgemeinschaft bedeutet in einer Umgebung, wo Tausch und gegenseitige Hilfe statt geregelter Arbeit und Einkommen stehen. Denn wo sind nach einer Umsiedlung die Handelspartner, die Nachbarn, die Vielfalt, welche auch Neuigkeiten und Erwerbsmöglichkeiten eröffnen, und nicht zuletzt die Heiratspartner? Es zeigt sich, dass ein Dorf allein längst nicht alles ist, was versetzt werden müsste. Die Nachbardörfer sind ebenso wichtig.

Wir haben noch weitere und ganz andere Fälle von Umsiedlungen gesehen. Tamaquito, eine Gemeinschaft der indigenen Wayúu, welche dank ihres grossartigen Verhandlers Jairo besondere Zusagen für die Verschiebung erwirken konnte. Sie erhielten Mitsprache bei der Anordnung der neuen Häuser und konnten mehr Zeit und Respekt für ihre Rituale herausholen. Der heilige Platz, wo bei jeder Geburt die Nabelschnur begraben wurde, bleibt ungehindert zugänglich. Doch nun sind sie ernüchtert: Die Zusage, Wasser am neuen Ort zu installieren, lässt auf die Erfüllung warten, sämtliche von der Firma angeordneten Landwirtschaftsprojekte haben versagt, es gibt keine Anstellungen und keine Erwerbsmöglichkeiten.



Erst nach ausgedehnten Ritualen verliessen die Wayúu ihr Dorf.



Der Gemeinschaftssprecher Jairo (Mitte) hatte diese Vorzugsbehandlung zäh erstritten.



Im neuen Tamaquito durften die Bewohner die Lage der Häuser mitbestimmen; es ist lebendiger als die andern.



Die Frauen häkeln Taschen, welche sie uns Besuchern verkaufen.

Die dritte Dorfgemeinschaft, die wir besuchen, hat ein ganz anderes Problem: Auf Anordnung des Staates müssen sie umgesiedelt werden, aufgrund der Umweltbelastung. Man weiss aber auch, dass sich der Kohleabbau dorthin weiter ausdehnen will. Doch die Menschen wehren sich und wollen dableiben. Der Augenschein zeigt auch, warum: Es ist ein Paradies für Tiere und Menschen, Schweine, Hühner aller Rassen und Vögel werden gehalten in den Höfen zwischen den Hütten. Ausserhalb des Dorfes ist das Grossvieh. Gegen die Umsiedlung spricht auch der Verdacht, dass das vorgesehene Ziel kein bisschen besser vor der Umweltbelastung geschützt sei. Und das könne nur bedeuten, dass es um die Kohle im Boden gehe.



Für die Bewohner von Las Casitas steht eine Einfamilienhaussiedlung bereit, eingezäunt und mit Spielplatz. Doch wer sieht, wie sie leben, versteht ihre Ablehnung. Hier kann man keine Tiere halten, und die Umweltbelastung, der Grund für die Umsiedlung, ist hier genau gleich hoch.



Die Einwohner von Las Casitas wehren sich gegen die diktierte Umsiedlung; als Bedingung verlangen sie wenigstens, in eine nicht belastete Gegend mit genügend Land versetzt zu werden.



Ihr Lebensstil ist genügsam, verlangt aber Platz für die Tierhaltung und vor allem sauberes Wasser.

Die Firmenmanager verstehen nicht, wie Menschen dieses Leben den weissen Reihenhäuschen vorziehen können. Neben dem Wissen und Verständnis fehlt aber offenbar auch die Bereitschaft, etwas mehr für diese schwerwiegenden Aufgaben zu budgetieren. Es scheint nur das absolut Notwendige versprochen und laut den Betroffenen auch dies nicht eingehalten zu werden.

Eine gelingende Umsiedlungsstrategie würde den Einsatz von Ethnologen, kulturelle Analysen und echte Mitsprache der Bewohner verlangen. Leider werden diese als unmündig und zurückgeblieben behandelt. Deutlich sichtbar an den Projekten, mit denen unerfahrene Projektleiter den Bauern vorgeben, was sie anpflanzen und wie sie mit dem Wasser umgehen müssten. Es gibt bisher noch kein gelungenes landwirtschaftliches Projekt in den umgesiedelten Gebieten.

Pia Holenstein, Text und Fotos (wo nicht anders genannt)

Tatortreise Kolumbien

2. Teil: Glencore spricht



Die drei nördlichsten Departemente La Guajira, Cesar und Magdalena waren unsere Ziele

La Guajira

Nach den Erkundungen in den Dörfern rund um die Mine El Cerrejón und Gesprächen mit Gewerkschaftsvertretern stand am 16. Januar der erste Minenbesuch auf dem Programm. Dank umsichtiger Vorbereitung von Silvia Berger und Heiner Stolz mit der Firmenleitung in Baar wurde die Ämtler „Swiss Residents Group“ aufs Höflichste empfangen und bewirtet. Weitergehende Angebote wie den Transport von Mine zu Mine schlugen wir zum vornherein aus.



In El Cerrejón erklärt uns der Verantwortliche (Eduardo Delgado) den Plan einer weiteren Gewässer-Umleitung; es geht um einen Zufluss zum Rio Rangerías, dem Lebensnerv der Halbinsel La Guajira.

Während in Davos das Rennen um den „Public Eye Award“ für die übelste Firma heiss lief und Glencore ganz vorne dabei war, konnten wir vor Ort Fragen stellen.

Wir waren wohl unbequemer als erwartet, liessen uns nicht mit vorbereiteten Präsentationen abspeisen, sondern brachten die Vorwürfe, welche wir bei den Dorfgemeinschaften und den Gewerkschaften aufgenommen hatten, auf den Tisch, verlangten Antworten und hakten nach.

El Cesar

Für den zweiten Minenbesuch, bei Prodeco im Departement Cesar, waren wir durch weitere verstörende Erfahrungsberichte noch zusätzlich munitioniert. Schauergeschichten sind etwa: Wer wegen eines Berufsunfalls nicht mehr die bisherige Tätigkeit ausüben kann, müsse seine Arbeitszeit in einem Container absitzen, um einen Teillohn zu erhalten; ein Mann tat dies vier Jahre lang. Die Absicht sei, dass man von selbst aufgebe. Gewerkschaftsführer werden immer noch bedroht, und zwar, wie sie sagen, immer genau dann, wenn sie aktiv seien. Viele seien aufgrund eines erfundenen Vorwurfs - z.B. Nichttragen des Helms - für Monate suspendiert; vermutlich würden solche "Strafen" nicht zufällig bei tiefem Kohlenpreis angewendet, denn Entlassungen sind nicht so einfach.



Bei Sitzungen mit Gewerkschaftern war es zuweilen beengt, heiss, angestrengt (La Jagua)

Die Firma Prodeco von Glencore wurde uns öfter als „die allerschlimmste“ geschildert. Damit meinte man nicht die Bezahlung, denn die ist offenbar in Ordnung. Doch damit werden die Abhängigkeiten erst richtig ausgelöst: Jeder wäre froh um eine Anstellung, ganze Familienverbände träumen davon, dass ein Mitglied diesen Lohn heimbrächte. Wer angestellt ist, nimmt vieles in Kauf und hütet sich, den Job leichtfertig aufs Spiel zu setzen. Darum kann man davon ausgehen, dass die Klagen begründet sind, vielleicht nur einen Teil der Missbräuche spiegeln.

Nachdem wir im ersten Bericht Dörfer im Guajira vorgestellt haben, müsste nun die Situation derjenigen im Cesar geschildert werden, es sind El Hatillo, Plan Bonito und Boquerón, jedes in einer schwierigen Lage, wobei eines bereits dem Erdboden gleich gemacht ist, die Einwohner nicht mehr zu kontaktieren waren. Die verzweifelte Situation der Bewohner von El Hatillo mitten im Abbaugelände hat Weltberühmtheit erlangt - verschmutztes Grundwasser, umgeleiteter Fluss, Luftbelastung und Abraumberg machen ihr Leben zur Hölle - und mehrere Firmen kämpfen mit den Ansprüchen und der Verantwortung für das Leben der rundum eingeschlossenen Gemeinschaft.



In El Hatillo weist man uns diesen am Vortag gewaschenen Teller vor.

Die Besuche am 16.1. in El Cerrejón und am 19.1. bei Prodeco in La Loma hatten einige Gemeinsamkeiten: Unter strengster Aufsicht durften wir einen Blick in die Mine bzw. den Maschinenpark werfen, ein dichtes Programm sollte die Verdienste der Firma um Nachhaltigkeit, soziales Engagement und Umweltverträglichkeit im Bewusstsein verankern - und uns zum Schweigen

bringen. Doch dank energischem Nachhaken erreichte die eine oder andere kritische Frage die Zielperson. Die Klagen der Gewerkschafter konnten so nicht entkräftet werden; der CEO liess lediglich vernehmen, eine „Bestrafung“ der Arbeiter sei einmalig wegen eines Streiks 2013 vorgekommen. Die aktuellen Suspendierungen waren damit nicht erklärt. Die Arbeitszeit von 12-Stunden-Schichten wurden nicht in Abrede gestellt, doch uns wurde gesagt, das seien die Angestellten selbst, welche das wünschten.

Blick ins Innere der Steinkohlemine



In der Mine Calenturitas von Prodeco durften wir einen genaueren Augenschein nehmen. Der unglaubliche Landverbrauch im Tagbau ist offensichtlich.



Die Firma stellt rundweg in Abrede, dass "ihre Kohle" die Umgebung belastet; mit ungeheuren Wassermengen werden die Strassen ständig gespritzt. Von wo dieses Wasser stammt, ist ebenfalls ungeklärt - sicher ist nur, dass alle Dörfer in der Umgebung an Wassermangel und Schadstoffen leiden.

Unsere Visiten wurden von den Firmen jeweils auch dazu genutzt, ihr soziales Engagement gründlich hervorzuheben. In einem Buch und jährlichen Nachhaltigkeitsberichten dokumentiert Glencore den Willen zum verantwortungsvollen Einsatz.

Für uns gab es zweimal ein zweifelhaftes Schauspiel. Gruppen von Einheimischen stellten uns Entwicklungsprojekte der Firma vor. Keines davon vermochte uns zu überzeugen. Wir respektieren den Willen der Firmen, etwas für die Landbevölkerung zu tun. Es scheint aber an allen Enden bei der nötigen Einsicht in die Kultur und dem Respekt für erwachsene Personen zu fehlen. Zum Beispiel werden zwar bereits entwickelte Kleinunternehmen wie Fischzucht oder Souvenirs aus Kohle mit professioneller Vermarktungshilfe unterstützt, aber in Siedlungsgebieten, im ländlichen Gebiet weitaus dringendere Arbeitsmöglichkeiten fehlen weiterhin.

Ein krasses Beispiel für den irregeleiteten "sozialen" Ansatz der Firmenprojekte mussten uns einheimische Jugendliche vorführen, Tamagotchi für Afrokolumbianer. Im Projekt „Teenage-Schwangerschaften vermeiden“, das vielleicht in den USA Sinn machen könnte, müssen Jugendliche vier Tage lang für eine Puppe sorgen; diese schreit Tag und Nacht, wenn sie etwas will, und lässt sich nicht abstellen (there is no button to turn it off). Damit sollen sie die Folgen von frühen Schwangerschaften kennen lernen. - Doch wer eine Stunde in so einem Dorf war, weiss, dass sie genau das nicht brauchen: der Umgang mit Babys und Kindern ist ständiger Alltag, höchstwahrscheinlich haben diese andere Bedürfnisse als die importierten amerikanischen Puppen und schreien viel weniger. - Die Jugendlichen taten mir leid: Sie brauchen Chancen und

Entwicklungsmöglichkeiten zur Selbständigkeit, und wie man weiss, verzichten sie dann von selbst auf zu frühe Familienbildung. Kurz, dieses Projekt scheint uns symptomatisch für eine fast neokolonialistisch zu nennende Bevormundung.



Das Präventionsprojekt gegen Teenage-Schwangerschaften wird uns pflichtschuldigst vorgestellt.

Wir wollen nicht Glencore verantwortlich machen für alles, was – auch wenn es ihre eigenen Minen betrifft – übel läuft. Doch es geht auch nicht an, die Absenz des Staates verantwortlich zu machen. Jede Firma, die sich in sogenannten Drittweltländern betätigt, übernimmt Privilegien, Praktiken von Vorgängern, die oft nicht mit modernen Standards übereinstimmen und profitiert oft speziell von einem schwachen Staat. Für die Ausbeutung der Kohleminen gab es Morde, sogar Massaker an Einwohnern, ausgeführt von Paramilitärs. Deren Auftraggeber sind oft bis heute nicht identifiziert. - Auch wenn vieles ungeklärt bleibt, zwingt die Entwicklung der Rechtsstandards der Weltbank, dass multinationale Firmen ihre Menschenrechtskonformität überprüfen. Fast immer gilt es dann, Anpassungen vorzunehmen, welche die Gewinne der Firma - nach ihrem Wunsch - möglichst nicht einschränken und dennoch ihre soziale Verantwortung wahrnehmen. Glencore ist da oft in schlechter Gesellschaft, und es gibt Länder, wo sich ihr Verhalten gegenüber noch übleren – z.B. chinesische Firmen im Kongo – sogar positiv abhebt. Doch für eine in der Schweiz ansässige Firma soll dies künftig keine Entschuldigung sein.

Unsere Beobachtungen haben gezeigt, dass die Firmen, die Glencore ganz oder zum Teil gehören, auf ihren Ruf achten möchten. Doch nichts geschieht freiwillig oder grosszügig. Die gezeigten Projekte und Einsätze erscheinen uns als Alibiübungen. Wir hegen den Verdacht, dass gewisse Zwischenfirmen, die behaupten, Probleme zu lösen, nicht die richtigen sind. Unsere Mission geht weiter, es wird Gespräche mit Glencore in Baar geben.

3. Teil: Ein Hafen, ein Fischerdorf und viele Gespräche zum Abschluss

Ein dritter Schwerpunkt der Säuliämtler Investigationsreise zum „Rohstoff-Tatort“ waren die Transportwege und der neue Hochseehafen von Glencore/ Prodeco, Puerto Nuevo. Die Etappe führte über einen Abstecher ins Kolonialstädtchen Mompo – einst Verkehrsknotenpunkt, heute still und von musealer Exotik – an die Nordküste, die kolumbianische Karibik.

Auf dem Weg durch das Departement Magdalena nach Santa Marta machten wir einen Halt in Aracataca, dem Geburtsort des Nobelpreisträgers Gabriel Garcia Márquez. Fast zufällig blieben wir zum Mittagessen an einem Bach, direkt an der Eisenbahnlinie, auf der einst der berühmte „Expreso de Sol“ von Bogotá nach Santa Marta an die Karibikküste fuhr.

Ein jahrzehntelanges Desinteresse des Staates liess das Bahnnetz verrotten, so dass 77 % nicht mehr befahren werden. (Die Regierung Santos will das ändern.) Es ist nicht verwunderlich, dass Firmen ihren Transport in die eigene Hand genommen haben. Heute gehört Fenoco (Ferrocarriles del Norte

de Colombia S.A.) zu 39 % Glencore und wird einzig zum Kohletransport genutzt, gegenwärtig von Prodeco und Drummond. Trotzdem tritt der Staat als Besitzer der Infrastruktur auf und ist dadurch verantwortlich für den Ausbau und Unterhalt.



Bild 1) Aracataca mit Bahnübergang

Während einem Aufenthalt von gut einer Stunde erlebten wir fünf Durchfahrten. Im zeitlichen Abstand von weniger als 15 Minuten donnern die Züge vorbei: Jeder mit mindestens 120 Waggons, 1,7 km lang, was mehrere Minuten dauert. Die Schienen führen hier wie in andern Städten mitten durch die Wohnsiedlungen. Ohne Abschränkungen wirken sie sehr ungesichert, zu Fuss kann man die Gleise überall queren, während die Fahrzeuge über die alten Holzschwellen der offiziellen Übergänge rumpeln. Immerhin sind Wärter da, welche Alarm schlagen, wenn jemand zur Unzeit überqueren will. Doch überqueren muss man ständig. – Diese schweren Einschränkungen der Bewegungsfreiheit und der Lebensqualität wären vielleicht eher erträglich, wenn dafür Personen reisen könnten. Stattdessen müssen die Frauen noch am Fluss waschen, während jeder Zug Tausende von Tonnen Rohstoff aus dem Land hinausbefördert. Ende Januar wurde endlich vom obersten Gericht ein Nachtfahrverbot verfügt, wie es zwar schon vor zwei Jahren von der lokalen Behörde ausgesprochen, jedoch interessanterweise gleich wieder aufgehoben wurde.



Bild 2) Auch wenn der Bach an der Bahnlinie verschmutzt ist und zum Waschen dient, kann er doch eine fast paradiesisch anmutende Kinderbadi sein.



Bild 3) Die Eisenbahnlinie gehört dem Staat Kolumbien – doch alles, was darauf fährt, ist privat.



Bild 3a) Bahngleis bei Aracataca

In der Hafenstadt Santa Marta stand ein Gespräch mit Gewerkschaftsvertretern der Prodeco-Angestellten von Mine, Eisenbahn und Hafen an. Ihre Aussagen waren bestürzend. Es scheint ein Kampf zwischen Prodeco und den Arbeitervertretungen zu herrschen. Die Lokomotivführer wehren sich dagegen, dass neuerdings Kameras in ihren Führerkabinen installiert seien, wo sie während sechs Stunden fahren, essen und ihre Bedürfnisse verrichten müssten, was besonders das weibliche Personal als peinlich empfinde; sie gehen vor Gericht. Am schmerzhaftesten aber ist, dass Prodeco bei der Schliessung des alten Hafens sämtliche Gewerkschafter entliess und im neuerbauten Puerto Nuevo nur Nichtgewerkschafter anstellte. Ein Mann führt an, dass er nach Ankündigung der Massenentlassung von der Mine in den alten Hafen versetzt wurde und dort die Kündigung erhalten habe. Zahlreiche Arbeitsklagen sind hängig. Im Grossen und Ganzen gewannen wir den Eindruck einer sehr belasteten Beziehung.

Der Hafen

Prodeco hat uns auch im Hafen empfangen, im neuerbauten Puerto Nuevo bei Ciénaga, in den Glencore über eine halbe Milliarde Dollar investiert hat. Fotografieren war ausdrücklich verboten, deshalb sei ein Bild vom Ufer aus beigefügt.

Die Kohleförderung wurde in den letzten fünf Jahren enorm gesteigert (2010: 10 Mio T., 2011: 14 Mio., 2014: 19 Mio.), doch nun habe man den Plafond erreicht, meint der CEO Mark McManus. Der Hafen habe eine Kapazität für 21 Mio. Tonnen jährlich. Die Ausbaupläne sind jedoch auf ein Mehrfaches angelegt, 60 Mio. gibt die Firma an. Man darf annehmen, dass die Investition nicht nur für die fünfzehn Jahr bis zum Erlöschen der Abbaulizenz geplant ist.



Bild 4) Hafen bei Santa Marta

Früher wurde die Kohle von der Bahn auf offene Barkassen verladen und zu den Hochseeschiffen gebracht, was eine enorme Umweltbelastung bedeutete. 2007 verlangte der Staat eine Änderung dieser Praxis. Zudem lagen die Häfen im Tourismusgebiet von Santa Marta. Prodeco war die einzige von drei Kohleförderfirmen, welche 2013 rechtzeitig einen neuen Hafen gebaut hatte. Das hat der Firma sicher nicht geschadet. Jedenfalls ist die permanente Freihandelsgarantie ein gewaltiger Vorteil für den Hafen – und verringert die Einnahmen für den Staat.

Wir begutachteten die Entladeeinrichtung für Eisenbahnwaggons und sahen die überdeckten Förderbandröhren, welche die Kohle direkt in den Bauch der Frachter verladen, beide mit je 8'000 Tonnen Kapazität pro Stunde – doch leider waren sie genau zu diesem Zeitpunkt stillgelegt, zufällig kam auch kein Zugtransport, den wir gern erlebt hätten. Die Häufung dieser „Pannen“ schien uns etwas auffällig.

Don Jaca

Während uns die Hafenverantwortlichen die Bauphasen schilderten, als sie den Meeresgrund auf 20 m Tiefe ausbaggerten, damit die schweren Kreuzer näher ans Land fahren konnten, erwähnten wir kurz die Fischerboote, die ab und zu doch zu sehen waren. Das sei ärgerlich, man müsse aufpassen, aber nein, sie dürften natürlich in Ruhe weiterfischen.

So besuchten wir ein 400-Seelen-Fischerdorf, Don Jaca. Die Einwohner hatten uns erwartet und wollten ihren Frust von der Seele reden. Als Fischer von alters her definierte sich jeder einzelne. Doch da gibt es nichts mehr zu fischen, keine Erträge, schon seit langer Zeit. Vor dem Bau der Häfen hätten sie bis zu einer Tonne Fisch täglich eingebracht. Nach dem Rückgang der Meereserträge hätten sie im Hafen von Prodeco in Puerto Zuñiga bei Santa Marta gearbeitet, Männer wie Frauen. Doch bei der Schliessung des Hafens seien sie alle entlassen worden. Keine Chance auf eine Wiederanstellung. Die Arbeit sei hart gewesen, aber man habe leben können, auch Gesundheitsversorgung und andere lebenswichtige Dinge kamen von den Firmen, welche ihnen immer noch weit näher scheinen als der Staat. Sie brauchen praktische Berufsmöglichkeiten, sehen aber keinen Ausweg. Viele wollen den Schulabschluss nachholen. Die Menschen werden unter dem täglichen Nichtstun sichtlich lethargisch.



Bild 5) Freundliche Menschen, eine trügerische Idylle.



6a) Boote am Strand

Bild 6) Don Jaca, Fischerboot



Bild 6b) Don Jaca, Sonnenuntergang im Fischerdorf

Kurz vor unserer Abreise waren wir zu einem Gespräch bei PAS (Pensamiento y acción social) eingeladen, einer NGO, welche sich mit den Folgen der Kohleförderung und dem Verhältnis zu der Arbeiterschaft kritisch auseinandersetzt. Die engagierten jungen Leute bestätigten und vertieften unsere zumeist negativen Befunde, ergänzten sie durch Hinweise auf die Praktiken der Firma, Steuern zu umgehen sowie die jahrelangen Streitigkeiten über die Umweltbelastungen durch den Kohleabbau, welche weltweit anerkannt sind, von Prodeco jedoch schlicht in Abrede gestellt werden. Ganz zum Schluss stand der Besuch auf der Schweizer Botschaft an. Die Botschaftsangehörigen hörten aufmerksam zu, sind jedoch auf beide Seiten sehr „diplomatisch“ im landläufigen Sinn. Sie werden wohl nicht aktiv, solange kein Druck von aussen einwirkt. Schade, doch wohl verständlich. Wir jedenfalls werden mit dem, was wir erfahren haben, nicht hinter dem Berg halten.

Inzwischen wurde unsere Reisegruppe von Glencore zu einem Rückmeldegespräch eingeladen, unser umfangreicher Bericht hatte auch Ivan Glasenberg zur Teilnahme bewogen, und am Donnerstag, 19.2., erlebten wir eine höchst spannende Diskussion in Baar. Wir glauben daran, dass sich die Firma an die Aufgabe setzt, die Missstände verbessern. Ivan Glasenberg höchst persönlich hat sich dazu verpflichtet. Auf die Fortsetzung darf man gespannt sein.

Pia Holenstein, 21.2.15

Bilderliste

Bilder 1. Teil

1. Kirche in Roche, Foto Bastian Nussbaumer

2. Schule in Roche, gesichert wegen der Computer.

3. Sitzung in Roche: Die Bewohner des umgesiedelten Roche beklagen sich über die Nichteinhaltung der Versprechen.

4. Alt-Tamaquito: Erst nach ausgedehnten Ritualen verliessen die Wayúu ihr Dorf.

5. Der Redner Jairo (Mitte) hatte diese Vorzugsbehandlung zäh erstritten.

6. Im neuen Tamaquito durften die Bewohner die Lage der Häuser mitbestimmen; es ist lebendiger als die andern. Doch auch hier leiden die Menschen unter Umweltbelastung, Wassermangel und Arbeitslosigkeit.

7. Die Frauen häkeln Taschen, welche sie uns Besuchern verkaufen.

8. Für die Bewohner von Las Casitas steht eine Einfamilienhaussiedlung bereit, eingezäunt und mit Spielplatz. Doch wer sieht, wie sie leben, versteht ihre Ablehnung. Hier kann man keine Tiere halten, und die Umweltbelastung, der Grund für die Umsiedlung, ist nicht geringer als am jetzigen Ort.

9. Die Einwohner von Las Casitas wehren sich gegen die diktierte Umsiedlung; sie verlangen, dass sie in eine nicht belastete Gegend mit genügend Land kommen, so dass sie ihren kleinbäuerlichen Lebensstil mit Tierhaltung weiter pflegen können.

10. Der kleinbäuerliche Lebensstil ist genügsam, verlangt aber Platz für die Tierhaltung und vor allem sauberes Wasser.

Bilder 2. Teil

1. Karte aus: http://www.mygeo.info/landkarten/kolumbien/kolumbien_landkarte.jpg

2. Firmenbesuch bei El Cerrejón

3. Gewerkschaft La Jagua

4. Kohlenstaub in El Hatillo

5. Mine Calenturitas

6. Kohle in Calenturitas

7. Präventionspräsentation

Bilder 3. Teil

1) Aracataca mit Bahnübergang.

2) Auch wenn der Bach an der Bahnlinie verschmutzt ist und zum Waschen dient, kann er doch eine fast paradiesisch anmutende Kinderbadi sein.

3) Die Eisenbahnlinie gehört dem Staat Kolumbien – doch alles, was darauf fährt, ist privat.

3a) Bahngleis bei Aracataca

3b) Bahngleis bei Aracataca, Reserve

4) Hafen bei Santa Marta

5) Freundliche Menschen, eine trügerische Idylle.

6) Don Jaca, Sonnenuntergang im Fischerdorf



http://www.mygeo.info/landkarten/kolumbien/kolumbien_landkarte.jpg